Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 6

Artikel: Kleine Station
Autor: Heimeran, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663584

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleine Station

Von Ernst Heimeran

I.

In einer Talsenke des Frankenwaldes liegt eine kleine, rote Station. Der Ort, dessen Namen sie trägt, ist eine gute halbe Stunde hinter die Waldeshöhen entrückt, die in milden Wallungen die kühlen Gründe des Geleises begleiten.

Reisende, die die kleine Station passieren, drehen verwundert den Kopf nach dem einsamen Bahnhäuschen. Es ist in der amtsüblichen Ziegelbauweise errichtet und mit einheimischem Schiefer gedeckt. Unten führen zwei Türen hinein, oben hängen zwei Betten heraus. Ein über den Bahnsteig vorspringendes Wellblechdach trennt die beiden Welten.

Wer sich erkundigt, kann erfahren, dass ein grosser Sohn dieser Wälder in den achtziger Jahren, als man noch mit Eisenbahnlinien umging wie Kinder auf dem Weihnachtstisch, seinem Heimatort die kleine Station sozusagen zum Geschenk gemacht hat. Seitdem ist sie an der Strecke stehen geblieben wie ein vergessenes Spielzeug, die Zeit eilt an ihr vorüber, verwölkt wie der Rauch der Lokomotiven, und die Einsamkeit schlägt über ihr zusammen.

Gelegentlich folgt auch ein Fremder der Verlockung ins Weltverlorene und vertraut sich dem Postfuhrwerk an, das am Hohlweg hinter dem Bahnhof wartet. Es gibt dann noch den Fussweg zum Ort, auf den ein gusseisernes Schild an der Wartesaalecke verweist. Der streicht am Bahngärtchen entlang und verliert sich an einem Stapel ausrangierter Schienenschwellen in den Wald.

Im Sommer ist das grüne Kastenläutwerk am Stationsbüro den ganzen Tag geschäftig, Züge anzumelden und abzurufen, und der Vorsteher, der den Dienst in einer Person versieht, kommt bis zum Abend nicht aus der roten Mütze. Der Automat an der Bahnsteigsperre spiegelt die Gesichter von Ausflüglern und Beerensuchern, ganze Schulklassen tränkt der eiserne Pumpbrunnen. Lichthungrig stakeln die Sonnenblumen am Bahngarten, in den sich die Lokomotiven verschnaufen. Die Luft ist schwer von Kamillen, die im Schotter des Bahndammes blühen.

Jetzt aber ist der Winter eingefallen, hat den Verkehr abgezogen und die kleine Station an der Strecke liegen lassen. Der Schnee steigt über die Schienen; Krähen hocken auf den erstarrten Signalarmen. Am strohumflochtenen Brunnen wechselt das Wild. Beissende Nebel durchwallen das Tal. Die Nächte sind scharf und klar, die Monde wie aus Eis geschnitten. Und die Kälte nimmt immer mehr zu.

Es wird nur noch ein Morgen- und ein Mittagszug abgefertigt. Dazwischen ist tote Zeit. Der Telegraph schweigt. Der Schalter ist geschlossen. Am Bahnsteigtürchen noddelt der Wind.

Der Stationsmeister geht in seinem Büro auf und ab, hin und her zwischen Fahrkartenschrank und Streckenpult, Schreibtisch und Ofen, mit auswendig gelernten, zuverlässigen Schritten. Kein Fussbreit Station, den er sich nicht in langen Dienstjahren zu eigen gemacht, und so ist sie in ihn eingegangen, wie er in sie. Am Aufschlag des Mantels, den er, sich zu erwärmen, anbehält, baumelt die ausser Mode gekommene Signalpfeife gleich einem Veteranenorden. Wie Geleise furchen die Falten des Alters seine Stirn.

Gelegentlich tritt er auf den Bahnsteig hinaus, steht wie ein Wirt, der nach Gästen Ausschau hält, vor seiner Glastüre, blickt die Strecke hinauf und hinunter, hört im Nebel den Streckenarbeiter an den Geleisen schaufeln, den hohen harten Eisenton, der die Schienen entlangläuft, hört den Wald knirschen und brechen, prüft die Hebel des Stellwerkes, vergleicht Taschenuhr und Bahnhofsuhr, die beide unverhältnismässig gross ausgefallen sind für eine so kleine Station, wischt an der kreidigen Verspätungstafel und kehrt durchkältet mit steifgefrorenem Schnurrbart in den Dienstraum zurück. Der Frost kriecht ihm nach und lagert sich knurrend auf dem Fussboden. Und die Kälte nimmt immer noch zu.

Am Tage des Weihnachtsabends passiert bereits der Morgenzug die Station mit starker Verspätung. Er führt die kurze hochrädrige Garnitur, die man wieder hat hervorholen müssen, wie aus einem alten Bilderbuch. Die Scheiben der Abteilkämmerchen sind zerbrochen und mit Brettern ausgeflickt. Auf den Dächern ist der Schnee festgebacken, den es nachts in der Stadt draufgeschneit hat.

Die Frau des Stationsmeisters vom obern Stock schaut zu, wie sich der städtische Schnee durch das

Land spazieren fahren lässt. Sie hat sich ein Loch in die Eisschicht des Winterfensters gekratzt und hält es mit dem Hauch ihres Mundes solange offen, bis sich der keuchende Zug auf den Wink ihres Mannes wieder in Bewegung gesetzt hat. Es ist nichts gekommen als die Post.

Die Stationsmeisterin schliesst den inneren Fensterflügel, schiebt den Schnittlauchtopf vor und geht wieder an ihre Hausarbeit. Heute wird es spät werden, bis der Gegenkurs abgefertigt ist und ihr Mann zum Essen heraufkommt. Fahrplanmässig ist der Mittagszug gegen 2 Uhr mit der Station verabredet. Aber an Wintertagen hat sich das Mittagessen oft schon bis zum Abend verschoben. Deshalb kann sich die Stationsmeisterin nicht nach der Uhr richten. Ihr Mann ist ihre Uhr, sein Schritt auf der Treppe ihr Stundenschlag. Seit fünfundzwanzig Jahren hält sie seine Zeit inne.

Solange der Sohn zu Hause war, kam es vor, dass der Vater auch unter der Dienstzeit einmal in die Wohnung heraufschaute. Seitdem der Einzige auswanderte, ist das nicht mehr vorgekommen. Er ist gerade noch zur rechten Zeit hinübergegangen, mit der letzten Verbindung. Mehr wissen sie nicht davon. Sie geben sich Mühe zu denken: drüben hat er es gut.

Die Stationsmeisterin legt im Herd nach. Sie will einen Kuchen backen. Ein Weihnachtsstollen kann es in diesem Jahr nicht sein, doch reicht es zu einem Hefenkranz. Der Teig braucht Wärme zum Gehen, alles Werden will Wärme, und es wird heute gar nicht recht warm in der Küche, obwohl schon ein ganzer Huckelkorb Tannzapfen verheizt ist. Das Guckloch am Fenster ist längst wieder zugefroren, und die Kälte nimmt immer noch zu.

Die Frau ist dabei, den Rindenstaub zusammenzukehren, den sie beim Nachschüren verbröselt hat, als sie jemanden die Wohnungsstiege heraufkommen hört.

Sie ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass es der Schritt ihres Mannes ist, gleichmässig und sohlenschwer. Aber es ist so lange her, dass sie ihn während der Dienstzeit im Treppenhaus hörte, dass sie sich erschrocken abwehrend auf ihren Besenstiel stützt.

Die Türklinke verbeugt sich. Der Mann tritt ein.

«Ein Brief», verkündigt er, noch auf der Schwelle, wie einer, der beruhigend sagen will: Ich bin's nur.

«Für uns?» fragt unsicher die Frau.

Es geschieht selten, dass Post kommt für den oberen Stock, besonders im Winter, wohnliche Post.

Der Stationsmeister legt den Brief auf den wachstuchüberzogenen Tisch, an dem sie leben, an dem auf der einen Seite die Küchenhocker stehen, auf der andern das Sofa sich andrängt. Gegen das Würfelmuster des Wachstuches macht sich der Briefumschlag sehr schlank und weiss.

Ohne die Hände vom Besenstiele zu lösen, beugt die Frau ihr Gesicht über die Adresse, dreht den Kopf nach dem quer in die Ecke geschriebenen Absender, erkennt den Namen des Sohnes und lässt den Besen umfallen.

Sie sagt: «Ich muss mich setzen.»

Sie sitzt auf dem Hockerrand, schaut den Umschlag an mit den fremden Marken und den fremden Ausdrücken, muss sich schneuzen und hat kein Taschentuch.

«Da musste ich doch heraufkommen», erklärt der Mann, als sollte er sich entschuldigen, und hilft mit seinem Taschentuch aus, wie das unter ihnen seit der Brautzeit der Brauch ist, «da musste ich doch wenigstens gleich heraufkommen. Aber jetzt, was meinst du, soll uns den Brief nicht erst das Christkind bescheren? Er lebt, er schreibt, aber lesen wollen wir's erst heute abend, oder?»

Wartenkönnen ist sein Beruf und seine Art. Die Frau versteht sie und hat sie immer getreulich geteilt. Es ist schön, gleichen Sinnes alt zu werden.

«Ich möchte ja auch noch warten», nickt sie, «so in der Schürze mitten in der Arbeit. Aber», und hastig, als müsse sie ihren eigenen Einwänden zuvorkommen, greift sie nach dem Briefe, «ich muss, ich muss unbedingt wenigstens ein bisschen hineinspitzen!»

Sie schlitzt mit dem Finger den Umschlag auf. Eine Photographie entschlüpft der Hülle. Der Breite nach wird die Aufnahme von einem langgestreckten Auto eingenommen, der Höhe nach von einem jungen Mann, der seine Hand auf dem Kühler ruhen lässt, als tätschle er ihn wie den Kopf eines Hundes.

Was die Aufnahme auch sagen will, die Mutter sieht nur, wie gross ihr Sohn dasteht, wie erwachsen. Und sie staunt.

Eigentlich ist die Erwachsenheit ja das Natürliche, zu Erwartende. Aber in der jahrelangen Trennung hatte sich der Sohn in ihrer Vorstellung immer mehr ins kindlich Vertraute zurückverwandelt, bis er wieder der Kleine geworden war, der ganz auf ihre Sorgen Angewiesene. Denn was ist es, was uns an den Entfernten gehört? Das tief Vergangene, das uns lebendig ergreift. Und wer will sagen, ob wir nicht enger mit ihnen leben, die

uns das Leben entrissen zu haben scheint, als mit denen, die uns das Leben Tag um Tag verflüchtigt?

Wie eingekuschelt ruht das Bildchen in der Höhle der Mutterhand.

II.

«Ein Mann, gottlob ein Mann», freut sich auch der Vater. «Und jetzt schreibt er lateinisch.

Damit nimmt er Bild und Brief wieder an sich und schliesst sie zwischen das Doppelfenster.

Das ist die alte Stelle, an der das Christkind dem Kleinen auf seine Wunschzettel Antworten gab, Täfelchen in Glanzpapier, oder mit buntem Zucker bestreute Schokoladenpfennige.

Wenn einer draussen stünde und könnte den Brief liegen sehen im rechten oberen Fenster der kleinen Sation, so würde er ihn gerade über dem Buchstaben H des Stationsnamens finden, der mit schwarzen Grossbuchstaben auf das weissgrundierte Mauerfeld gesetzt ist. Und wenn es auch keiner sehen könnte, nicht den Brief und noch das H, auf das er sich bezieht, wie mancher Bezug wirkt in der Stille.

Der Bahnmeister ist wieder hinuntergegangen, über die wohnlich knarrende Stiege in den unwirtlich steinernen Flur, und hat die Türe «Kein Eintritt» hinter sich zugezogen. Die Frau hat ihre Hausarbeit wieder aufgenommen, einen Teig geknetet und die Schüssel gegen Luftzug gedeckt. Während der Teig unter dem Tuch heranreift, verharrt die Frau des öfteren vor dem Fenster, wie vor einer Auslage, drückt ihre Stirn an das Kreuz und schaut den Brief an, der im Fenstermoos ruht. Sie weiss, was er bringt und weiss es doch nicht genau, sie rät daran herum und will es doch vor der Bescherung gar nicht herausbringen. Sie holt das Bäumchen vom Vorplatz herein, obwohl es noch viel zu früh dafür ist, und setzt das letzte Kerzenstümpchen auf. Hinter dem Hause ist der Postschlitten vorgefahren. Die Schellen klingeln so nahe, als kämen sie über das Dach geläutet. Es muss noch kälter geworden sein. Die Eisblumen erschillern zauberhaft im Einfall der Dämmerung. Wie lange nur der Zug bleibt.

Unten im Warteraum harren drei Männer, die der Schlitten mitgebracht hat, des Zuges. Der Herr auf der Fensterbank bemüht sich, noch etwas Licht auf die Zeitung fallen zu lassen, in der er mit gestopften Handschuhen liest. In der Deckenbeleuchtung fehlt die Birne, man wird bald nichts mehr sehen können. Die Plakate an den Wänden sind schon ausgelöscht, der Badestrand, die Bergbahn, das Festspiel, der Ozeandampfer unter Glas und Rahmen. Nur eine weisse Margerite leuchtet noch über den längst ausser Kraft gesetzten Fahrplänen.

Der Waldarbeiter, der in der Spucknapfecke Platz genommen hat, stiert den schwarzgelaufenen Fussboden an. In einen dünnen Lodenumhang gehüllt, Hände und Kinn auf die Baumaxt gestützt, friert er regungslos vor sich hin. Es ist so kalt, dass sich der Atem der Reisenden wie Reif niederschlägt in der eisigen Luft. Und die Kälte nimmt immer noch zu.

«Neunzig Minuten Verspätung», beschwert sich geräuschvoll der Herr im Pelzmantel, der soeben auf der Anschlagtafel vor der Türe nachgesehen und damit neue Kälte in den Wartesaal hereingebracht hat. «Was heisst da Minuten, da sind geschlagene anderthalb Stunden, und das heute und hier in dieser gottverlassenen Einöde.» Er schlenkert aufgebracht die Armbanduhr aus dem Aermel, dreht am Rädchen und lässt sie wieder im Stulpen verschwinden. «Und nicht einmal geheizt. Der Beamte sitzt natürlich warm, aber am Publikum kann gespart werden.» Er tritt an den kalten Ofen, als gedächte er mit ihm abzurechnen, öffnet die Klappe, wirft sie wieder zu und versetzt dem leeren Kohlenkübel eins mit dem Stiefelabsatz. An sich ist es ein Ofen für Reisende bester Klasse, Gusseisen, reich ornamentiert, in mehrere Stockwerke eingeteilt, mit Loggien und Balkonen versehen und einem Palmettengesimse geschmückt, ein Ausstattungsstück, abgestimmt auf den blindgewordenen Goldspiegel und den ovalen Tisch mit den gepolsterten Stühlen, von denen freilich nur noch einer zugegen ist. Dadurch nimmt sich auch der Tisch aus wie stehengelassen, zumal ihn der Herr im Pelz mit schweren Koffern behäuft hat, unter denen sich die Platte bedenklich schief neigt. Ach, es ist alles so trostlos und kalt, und die Kälte nimmt immer noch zu.

«Und sie, meine Herrn», fängt der Pelzmantel an, «sie sagen gar nichts dazu? Ich spreche schliesslich im Namen der Allgemeinheit.»

«Wir beschweren uns ja gar nicht», entgegnet der Leser.

«Das ist es ja eben», beharrt der Pelzmantel. «Sie sollten sich mehr beschweren. Wer sich alles gefallen lässt, auf dem wird herumgetrampelt.»

«Zugegeben», räumt der Herr mit der Zeitung ein. «Wir könnten alle warm sitzen, wenn wir uns rechtzeitig beschwert hätten. Aber Sie wissen so gut, wie wir alle, dass es keinen Sinn hat, sich hintennach über Zustände zu beschweren, an denen wir selber am meisten schuld sind.»

«Wie bitte? Wie? Ich nicht!» protestiert der Pelzmantel. «Sehen Sie mich an: Ich bin Geschäftsmann, ich war Geschäftsmann und ich werde Geschäftsmann bleiben. Das ist meine Aufgabe, und wenn jeder seine Aufgabe täte, wäre alles in bester Ordnung. Vorausgesetzt natürlich, dass man einem nicht fortgesetzt Prügel in den Weg wirft. Hätte ich vielleicht in Politik machen sollen? Davon verstehe ich nichts. Ich verlange, dass der Staat, dem ich die Fachleute dazu bezahle, funktioniert wie ein Haushalt, um den sich doch auch nicht alle Haushaltmitglieder zu kümmern haben. Das wäre mir ein sauberer Haushalt.»

«Aber würden Sie denn nicht zugreifen, wenn es in Ihrem Haus brennt? fragt der Leser.

«Ja, wenn es brennt!»

«Im Staat brennt es eigentlich immer, haben Sie das noch nie bemerkt?»

«Mir wäre es lieber, hier brennt's», erwidert fade der Pelzmantel.

«Idiotisch, nichts wie Wald um und um, und nicht einmal Holz zum Heizen. Weiss schon, Holz genug, aber keine Arbeitskräfte. Arbeitskräfte genug, aber nichts zu essen. Essen genug, aber Essen nur gegen Geschäft, Geschäft gegen Politik, und darüber können wir langsam erfrieren —. Nun sind es schon hundert Minuten.»

Er wendet sich gegen die Bahnsteigtüre, ob sich noch immer nichts rühren will.

An der Glastüre ist von aussen her das plastische Wort «Wartsaal» angebracht. Von innen gesehen, gegen das gespenstische Eislicht der Winterdämmerung, liest es sich verkehrt und unverständlich.

«Wenn man die Welt nur von sich aus sieht, erscheint alles verkehrt», bemerkt dunkel der Leser, nur ein Schatten noch seiner selbst gegen den Fensterausschnitt.

Des Waldarbeiters in der Ecke hat sich die Finsternis schon bemächtigt.

«In dieser Station wird nicht abgerufen», sagt er langsam aus dem Dunkeln, als buchstabiere er einen schwierigen Text. «Nicht abgerufen, so ist es. Wir sind vergessen. Vergessen und ausradiert.»

Der Pelzmantel raschelt in seiner Handtasche mit Papier. Dann hört man ihn in ein Brötchen beissen. Man hört deutlich, wie knusprig es ist, wie weich belegt. Es klingt böse in die Ohren, wie es da im Hungrigen und Kalten beisst und verzehrt. Und die Kälte nimmt immer noch zu und nähert sich dem Grade, in dem sie der Glut gleicht, der alleszerstörenden.

«Guten Abend», bietet eine Kinderstimme.

Die Reisenden fahren zusammen. Auf dem Bahnsteig sind die Lampen angegangen. Sie werfen einen Kapuzenschatten sternenförmig in den Raum.

«Guten Abend, so kann man sagen bei dieser Hundefinsternis», kaut der Pelzmantel. «Wo kommst denn du noch her? Willst du auch mitfahren? Dann war es aber Zeit, der Zug müsste längst durch sein, hohe Zeit!»

«Hohe Zeit», bestätigt das Kind und legt seine Hände an den kalten Ofen.

«Dass du dich nicht brennst», schnauft der Pelzmantel.

«Warum nicht?» fragt das Kind zutraulich. «Sie könnten Ihr Butterbrotpapier dazu geben, das wäre schon etwas. Darf ich auch Ihre Zeitung haben, mein Herr?»

«Gern», sagt der Herr erstaunt. «Aber du wirst nicht weit damit kommen, fürchte ich.»

«Ach, wer weiss. Hat jemand Feuer?»

Der Waldarbeiter kramt ein Feuerzeug aus der Hosentasche und schlägt es mit dem Handballen an. Das Kind schiebt die Papiere ins Ofenloch; gierig schleckt sie die Flamme. Es glühen die Katzenaugen.

«Brennt», stellt der Pelzmantel fest. «Na, lang wird der Zauber nicht dauern. Aber komisch, man fühlt es gleich ordentlich warm werden. Wie wär's meine Herren, wenn wir von innen ein wenig nachhelfen? Ein Rundtrunk aus dieser Flasche?»

Er ist richtig aufgeknöpft. Auch Zigaretten bietet er an.

«Echte?» staunt der Waldarbeiter. «Ich bin so frei. Die reinste Weihnachtsbescherung.»

«Richtig, richtig«, bemerkt der Spender. «Komm mal her, Kleiner. Glänzende Idee, das mit dem Ofen. Gar nicht zu glauben, der brennt ja drauf los wie geladen. Und ich hätte geschworen, er sei leer. Der Apfel ist für dich. Wenn das so weiter geht, kannst du ihn braten. Da nimm!»

«Der Zug!» ruft das Kind und eilt auf den Bahnsteig hinaus. Das Läutwerk schlägt an, der Stationsvorsteher ist aus seiner Tür getreten und öffnet die Sperre. Die Reisenden nehmen hastig ihr Gepäck zusammen, setzen es draussen noch einmal ab und suchen nach ihren Fahrkarten. Es ist auf einmal alles so schnell gegangen. Schon hört man den Zug durch das zugenachtete Tal herankeuchen. Jetzt hat er seine Augen auf die Station geworfen. Regungslos, immer offener und näher sieht er sie an, bis er mit einem plötzlichen, grossen Wisch herangleitet und stehen bleibt.

Jemand hat die Station ausgerufen. Die Reisenden öffnen das nächstbeste Abteil und drängen

hinein. Warm atmet es ihnen entgegen. Wenn es auch nicht geheizt ist, es ist doch menschlich erwärmt, so lässt es sich bis zur Stadt schon aushalten, wie meine Herrschaften? Besonders wenn sie die Güte haben, ein wenig zusammenzurücken im Finstern. Es will jeder mit zur heiligen Nacht.

Der Pelzmantel sitzt zwischen den Leser und Arbeiter gepresst.

«Fast schade, jetzt wo es so behaglich geworden wäre», sagt er gutgelaunt. «Die Kälte, scheint es, hat sich gestossen. Wo ist eigentlich der Kleine mit seinem Schulranzen hingekommen?»

«Schulranzen?» sagt der Leser.

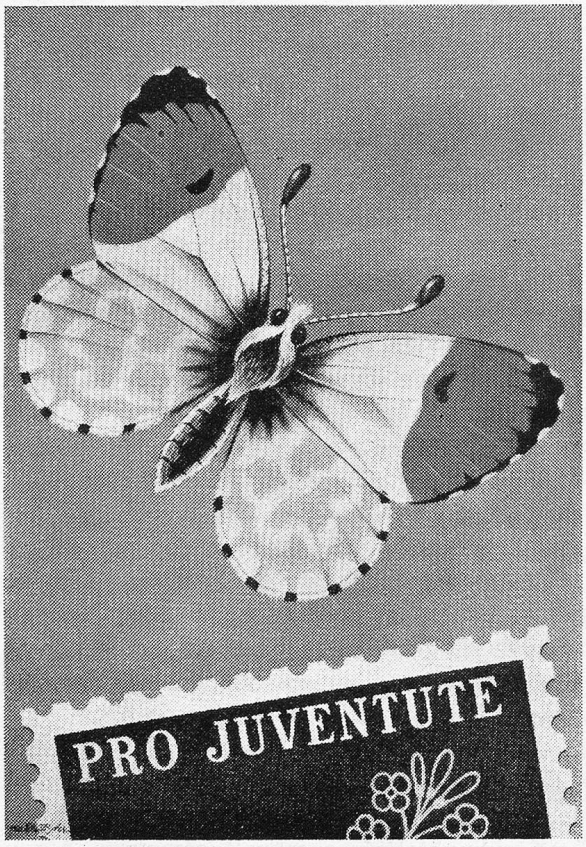
«Oder Rucksack, was weiss ich, unter der Pelerine. Irgendetwas hat er an sich gehabt.»

«Ja, irgendetwas», sinniert der Leser. «Tritt mit seinen Gaben ein in jedes Haus — — meinen Sie nicht?»

«Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten?» sagt der Pelzmantel erschrocken.

Der Zug verlässt die kleine Station. Als könne er sich nur schwer von ihr trennen, winkt er ihr lange noch mit der roten Laterne. Das Stationsbüro hat dunkel gemacht. Im oberen Stockwerk, herausgeschnitten aus der grossen, schweren Einsamkeit, eines Fensters Freudenschein, und am Himmel hoch die Sterne.

Aus dem Buche «Frühling, Sommer, Herbst und Winter» von Ernst Heimeran. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld.



Alljährlich, im Dezember, erscheinen die Pro Juventute-Marken. Ungeduldig warten die Philatelisten auf diesen Augenblick; denn die hervorragend sorgfältige Ausführung und die ansprechenden Sujets machen sie zur Zierde jeder Sammlung. Seit nun bald vierzig Jahren wechseln die Themen in bunter Reihenfolge ab, zur Freude der Briefmarkensammler und aller schönheitsempfindenden und hilfsbereiten Menschen. Waren es zuerst die Kantonswappen, welche die freundeidgenössische Zusammengehörigkeit betonten, so folgten später Porträts verdienter Mitbürger, dann Blumen unserer Heimat und heuer gar die Zartheit der Schmetterlinge.

Jugend und Schmetterlinge, wie gut passen sie zusammen! Denn wer begeistert sich wohl mehr an der gaukelnden und schillernden Farbenpracht als unsere Jungen? Mit eifergeröteten Backen und hochgehendem Atem jagen sie hinter den ewig Fliehenden her. Wie stolz wird der geglückte Fang nach Hause gebracht, mit wie grosser Betrübnis und Zerknirschung aber auch die Zerstörung betrachtet, die ungelenke Bubenhände an der zerbrechlichen Schönheit angerichtet haben!

Ein ähnliches Gefühl der Bekümmernis hat auch die Leute ergriffen, welche die **Pro Juventute** ins Leben gerufen haben. Zu sehen, wie die gefürchtete Tuberkulose zarte Kinder grausam hinwegraffte, wie Unverstand und Roheit unschuldige Jugend verdarben, war unerträglich. Dann, mit den Jahren, erwies es sich als nötig, den ursprünglichen Aufgabenkreis zu erweitern. Zur direkten Hilfe für das Kind kam die indirekte für die Mutter. Einige Briefauszüge mögen von der Vielfalt des Wirkens der Stiftung Pro Juventute Zeugnis ablegen.

Eine Mutter dankt für die Ferienversorgung ihres Kindes:

«Ich bin Ihnen vielen, vielen Dank schuldig.